In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 114. Posen, den 6. November 1927. Nr. 114.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

39. Fortsetzung

Lächelnd hatte Karl die Worte seines Bruders angehört und ihn seine Klagen zu Ende reden lassen.

„Und doch bleibst du deiner Kunst treu? Warum denn eigentlich?"

„Du sprichst wie ein Krämer, Karl! Weil man einfach muß, weil es einen zwingt, ihr zu dienen und ginge man darüber zugrunde — das ist es!"

„Du ereiferst dich um Dinge, Ludwig, die gar nicht mit dem im Zusammenhang stehen, was ich dich früher gefragt habe. Es muß doch etwas Wahres daran sein — mit dem zwischen dir und der Gräfin Brunswick!" sagte er und sah Ludwig lauernd an.

Beethoven biß sich betroffen auf die Lippen und fuhr auf.

„Und wenn es hundertmal wahr ist, es hat niemand das Recht, in mein Herz zu sehen! Ja, ich liebe sie und werde sie lieben, wie auch Therese mich liebt, aber niemals wird sie mein Weib werden, niemals!"

„Warum nicht, Ludwig? Die Brunswick sind reich, du wärest für alle Zeiten glänzend versorgt, und auch künstlerisch könntest du nur gewinnen!"

„Karl!" schrie Ludwig auf und faßte den Bruder ergrimmt bei den Schultern, „noch ein Wort dieser Art — und ich werfe dich hinaus, daß dir Hören und Sehen vergeht. Ich verbiete dir, dich um meine Herzensangelegenheiten und überhaupt um mich zu kümmern, wenn du nicht willst . . ."

„No, no," versuchte Karl den Zürnenden zu begütigen, „wenn du Bruderpflichten so auffaßt, dann werde ich mich wohl hüten . . ."

„Das wird auch das beste sein, Karl! Mach' es gerade so wie ich, der sich auch um dich und dein Leben nicht kümmert, weil eben jeder mit sich selbst genug zu tun hat. Auch Johann scheint so zu denken, der sich gar nicht um mich umsieht."

„Der freilich!" lachte Karl auf. „Der hat so viel Geld, daß er sich weder um dich noch um mich kümmert, schon aus Angst, daß wir ihn irgendwie in Anspruch nehmen könnten. Notwendig hätte ich es schon manchesmal gehabt!"

„Ich vielleicht noch mehr, aber lieber hungern, als von Johann auch nur das geringste annehmen!"

Stolz warf Beethoven den Kopf zurück und sah ernst auf seinen Bruder hin.

„Ich will nun gehen, Ludwig, und sei mir nicht böse, daß ich dich heute ein wenig in Rage gebracht habe; es geschah nicht gern!"

„Ich verzeihe dir schon darum, weil du mich nicht verstehst, Karl, und wohl niemals verstehen wirst, obwohl wir eines Vaters Söhne sind. Lebe wohl, Karl!"

Karl drückte ihm ernst die Hand. „Meine Frau läßt dich bestens grüßen; das habe ich dir im Eifer unserer Reden zu bestellen vergessen!"

„Ich danke ihr dafür und grüße sie auch herzlichst!"

Beethoven blieb allein.

Seine Erregung wogte noch in ihm, und er begann im Zimmer hin und her zu laufen, als könnte er damit Beruhigung finden. Er fuhr sich wild durch das Haar, krampfte die Hände zusammen und stieß wiederholt grimmige Laute aus, wie ein Löwe, der in seinem Käfig auf und nieder läuft. Seine Augen leuchteten in schier überirdischem Glanze, als strahlten sie seine Seele aus, und es kam mit mächtiger Gewalt über ihn, als wenn ein Vulkan in seinem Innern tobte und nach Ausbruch ringen wollte . . .

Mit einem Satze sprang er an sein Klavier und ließ beide Hände auf die Tasten sinken, die einen dumpfen Akkord erklingen ließen. Noch einige tastende Griffe, ein Aufkreischen der Saiten, ein donnerndes Getöse, daß der Kasten des Instrumentes erbebte, dann ließ er sich langsam, feierlich und mit einem schier überirdischen Lächeln auf den Lippen auf den Stuhl vor dem Klavier nieder — und ernste, erhebende Weisen erklangen, welche das Zimmer mit ihren himmlischen Melodien erfüllten.

Lange, lange spielte Beethoven fort, und über seinem Antlitz lag es wie ein heiliger Gottesfrieden und ein Abglanz inneren Glücks. Alle Disharmonien in seiner Seele waren gelöst, und das Bewußtsein reinster Schöpferfreude erfüllte sein Herz, das von allem früher Erlebten zerrissen gewesen.

In dieser gottbegnadeten, weihevollen Stunde entstand der erste Entwurf zu Beethovens herrlicher Messe in C-Dur, das kurze Zeit darauf als des Meisters opus 86 die Welt erfreuen und beglücken sollte . . .

Beethoven hatte sich wiedergefunden, und der „Bräutigam ohne Braut" fand das Glück, das ihm Therese versagt hatte, in seiner großen göttlichen Kunst, die ihn mit namenlosem Glücksgefühl durchströmte.

XIII.

Beinahe Hofkapellmeister.

Zu dem engeren Freundeskreis Beethovens im Jahre 1807 gehörte der Hofkonzipist Ignaz Baron Gleichenstein, den er durch seinen früheren Intimus Zmeskall von Domanovecz kennen gelernt hatte, und dem sich der junge Meister gerne und mit besonderer Hingebung anschloß. Gleichenstein war einer der wenigen, die Beethoven und sein Wesen zu verstehen wußten — und darum bei dem im Grunde so gutmütigen Menschen Vertrauen und aufrichtige Neigung gewannen. Der junge Baron war in den besten Wiener Gesellschaftskreisen eingeführt und wohlgelitten und benützte dies, um für seinen hochverehrten Freund Beethoven lebhaft persönliche Propaganda zu machen, was dem menschenscheuen Künstler selbst nicht gegeben war. Beethoven brauchte Menschen um sich, so wohl er sich sonst in seiner Einsamkeit fühlte, und ließ sich daher gerne von Gleichenstein ins Schlepptau nehmen.

Eines Tages brachte ein Bote Beethoven ein Billett ins Haus.

„Lieber Ludwig!

Ich hole dich heute abend um sechs Uhr von Deinem Heim ab und bitte Dich, um diese Zeit in gesellschaftsfähigem Kleide — wenn möglich auch rasiert — bereit zu sein, mit mir nach Hietzing zu fahren. Du bist mit mir in ein Haus geladen, in dem Dich eine herzliche Familie mit der Dir gebührenden Hochachtung erwartet. Eine Absage wird nicht angenommen, da ich mich verpflichtet habe, Dich mitzubringen.

Herzlich grüßt Dich dein getreuer

Ignaz."

Beethoven schüttelte beim Lesen des Billetts den Kopf und schien über diese schier zwangsweise „Einladung" ein wenig indigniert zu sein. Aber er hatte an diesem Tage nichts vor, und es schien ihm erwünscht, den Abend in einer ihm neuen anregenden Gesellschaft zu verbringen.

Wenige Minuten vor sechs Uhr stand Baron Gleichenstein vor Beethoven und begrüßte ihn mit besonderer Herzlichkeit, da er ihn bereits ausgangsbereit und schmucker denn je antraf.

„Heut' sollst du mit mir besonders zufrieden sein, Ludwig!"

„Hat sich was," erwiderte Beethoven; „ich soll wieder als gebändigter Salonlöwe vorgeführt werden, fade Komplimente anhören und zum Schluß ans Klavier geschleppt werden, um den Leuten etwas vorzuspielen! Ich kenne das schon zur Genüge und wäre froh, wenn ich davon verschont bliebe."

„Heute wirst du entzückt sein, Ludwig; denn heute führe ich dich in einen Kreis, der dir unbedingt gefallen wird — auch zwei schöne Töchter gibt es im Haus, die für dich schwärmen . . ."

„Geh', laß mich mit dem Weiberzeug aus! Ich habe davon übergenug!"

„Erst sehen, dann reden wir weiter, mein Lieber! Mein Wagen wartet unten, und ich freue mich auf den heutigen Abend wie schon lange nicht."

Lachend faßte Gleichenstein Beethoven unter dem Arm, und die beiden Freunde gingen die Treppe hinunter und bestiegen den Fiaker, der vor dem Tore auf sie wartete. „Nach Hietzing, zum Malfatti-Schlössel," rief der Baron dem Kutscher zu. „Nun weißt du auch schon, wo es hingeht," wandte er sich dann zu Beethoven, „den Namen wirst du wohl kennen?"

„Den Namen wohl, nicht aber die Leute! Das ist der berühmte Arzt . . ."

„Das ist der Bruder des Hietzinger Malfatti, dessen Schloß und Park zu den schönsten im Gebiete Wiens gehören. Der Herr von Malfatti ist Großgrundbesitzer und ist Papa von zwei Mädeln, die als die schönsten von ganz Wien gelten, und die auch nicht wenig umschwärmt werden."

„Und da soll ich wohl mitschwärmen? Du weißt, wie wenig ich dafür zu haben bin; ich habe Wichtigeres zu tun, Ignaz!"

„Ich habe dir schon gesagt, Ludwig, erst sehen, dann reden!"

Beethoven lächelte in sich hinein. Er wußte sich gefeit gegen solche Versuchungen und saß stillschweigend neben seinem Freunde, der während der langen Fahrt über das Glacis und die Mariahilfer Vorstadt in ihn hineinredete und ihm die Bedeutung des Hauses Malfatti als dem Sammelpunkt der ganzen künstlerischen und kunstfreundlichen Gesellschaft Wiens auseinandersetzte. Beethoven hörte schweigend alles an und dachte — an alles andere als an das, was ihm Gleichenstein jetzt erzählte.

Sie waren nun im Malfatti-Schloß angekommen, und der Wagen hielt vor der Treppe des Hauses, das idyllisch und vornehm inmitten eines alten, weitläufigen Parkes lag. In wenigen Minuten standen sie im Salon des Hauses, wo das Ehepaar Malfatti und dessen beide Töchter Anna und Therese die Gäste auf das herzlichste begrüßten.

„Ich bin sehr erfreut, Herr van Beethoven," sagte Malfatti, „daß Sie mir und meinem Hause die Ehre erweisen. Ich glaubte schon, daß ich darauf verzichten müsse, den Schöpfer des ‚Fidelio' und so vieler anderer herrlicher Werke jemals bei mir zu sehen, bis mir der Baron Gleichenstein versprach, Sie bei mir einzuführen. Meine beiden Töchter sind in Ihre Klavierstücke ganz vernarrt und sind sicher noch mehr als beglückt, Sie endlich einmal persönlich kennen zu lernen."

„Der Baron hat Ihnen, Herr von Malfatti, gewiß mehr von mir erzählt, als ich Ihnen mit meiner Person zu bieten vermag," erwiderte Beethoven bescheiden. „Ich freue mich aufrichtig, Sie und Ihre Familie kennen zu lernen, von der ich schon so viel Schönes gehört habe; auch vom Baron Gleichenstein!" setzte er lächelnd hinzu.

Anna und Therese hatten sich an Beethoven herangedrängt, um dem berühmten Künstler vorgestellt zu werden, und er ließ seinen Blick mit sichtlichem Wohlgefallen auf den beiden anmutigen und reizvollen Mädchengestalten ruhen.

„Wohl die beiden berühmten Töchter des Hauses?" fragte Beethoven.

„Meine Töchter Anna und Therese!" stellte Malfatti die Mädchen vor, die vor Beethoven ihre zierlichsten Knickse machten.

„Wahrhaftig, Gleichenstein hat mir nicht zu viel gesagt," sagte Beethoven und streckte ihnen beide Hände entgegen.

„Machen Sie mir die Kinder nicht allzu eitel, Herr van Beethoven," mahnte Herr von Malfatti. „Das hat die Adamberger schon überreichlich besorgt, die sie die schönsten Mädeln von Wien genannt hat."

„So unrecht hat sie damit gewiß nicht gehabt," lachte Beethoven, „und Sie sind um Ihre Töchter wahrlich zu beneiden, Herr von Malfatti!"

Die Frau des Hauses lud zum Sitzen ein und wußte dies so einzuteilen, daß Beethoven zwischen die beiden Schwestern zu sitzen kam, die stumm zu bewundern er nicht unterließ, während Gleichenstein und das Ehepaar Malfatti den Faden des Gespräches aufnahmen und fortspannen. Beethoven hörte nur mit halber Aufmerksamkeit zu, denn seine Augen ruhten unausgesetzt auf der erst fünfzehnjährigen Therese, die trotz ihrer Jugend schon in vollster Schönheit erstrahlte. Sie hatte dunkelbraunes Haar in malerischen Locken, dunklen Teint und brennende strahlende Augen, eine schön und edel geschwungene Nase, welche ihrem jugendfrischen Antlitz etwas Charakteristisches gab, und jede Gebärde und Bewegung zeigte ein hinreißendes Temperament und angeborenen Adel. Beethoven hatte vom ersten Augenblick an nur für Therese Auge und Ohr, und Gleichenstein warf ihm manch einen mahnenden Blick zu, sich an der allgemeinen Konversation zu beteiligen. Nur hier und da warf Beethoven ein Wort ein, um immer wieder in die Bewunderung Theresens zu versinken.

Frau von Malfatti ließ Wein und Bäckereien servieren.

„Herr van Beethoven," mahnte sie, „greifen Sie doch zu."

Er nahm ein Gläschen zur Hand und erhob es grüßend zur Frau des Hauses, um es dann wieder auf den Tisch zu stellen.

„Sie trinken doch nichts," erinnerte Herr Malfatti.

„Ich fürchte berauscht zu werden," scherzte Beethoven, „wie ich es übrigens vom Anblick so vieler Schönheit und Anmut schon bin."

„Einen solchen Schwerenöter hätte ich in Ihnen nicht vermutet! Ich dachte, all Ihre Gefühle kämen nur in Ihrer Musik zum Ausdruck, Herr van Beethoven!"

„Darf ich davon eine Probe geben?" fragte Beethoven. „Ich möchte damit nachholen, was ich zu Ihrer Unterhaltung beizutragen versäumt habe!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Standeseinteilung.

Eine Skizze aus Sowjetrußland.

Das Dorf schläft. Nur durchs Fenster des Dorfratsgebäudes schimmert Licht. Der Vorsitzende Akim Bespalow schreitet finster im Zimmer auf und ab. Der Sekretär reibt sich zum hundertsten Mal die roten, zufallenden Augen. Er ist unbeschreiblich schläfrig. Schlafen darf man jedoch nicht, die Sitzung ist außerordentlich wichtig. Nicht umsonst sitzt dem Tische gegenüber, in Gedanken vertieft, der Sekretär der kommunistischen Jugendvereinigung, Fedjka Lutschkow. Er ist als Sachverständiger zur Sitzung gebeten worden.

„Simeon Matjagin werden wir also vorerst in die Mittelständer einschreiben . . . So! Wen haben wir jetzt?“

„Jetzt kommt Anißja Noskowa.“

„Was wollen wir mit ihr machen?“

Der Sekretär kratzt sich die Nase mit seinem Bleistift.

„Mit Anißja steht's so: Wenn man die Kühe nimmt, so hat sie ihrer drei. Und vom Kuhstandpunkt aus gehört sie zu den Geldbeuteln. Da sie jedoch Witwe ist . . .“

Fedjka Lutschkow regt sich plötzlich auf.

„Daß sie Witwe ist — kann uns Wurst sein. Wenn sie auch drei Männer hätte, der Staat pfeift darauf! Es ist nur vom wirtschaftlichen Standpunkt aus wichtig, zu wissen . . . wie sie, sagen wir, ihre Wirtschaft führt und dergleichen . . . Daß — ja. Daß sie aber Witwe ist, das ist mir Schnuppe.“

Der Vorsitzende schweigt. Der Sekretär versucht, Lutschkow zu opponieren.

„Die Wirtschaft — gewiß . . . Daß sie aber ein schwaches Weib ist und außer zwei Töchtern keinen einzigen Sohn hat . . . das muß man auch bedenken. Was sagst du dazu, Akim?

Bespalow fährt sich mit den Fingern in den Nacken und ist verwirrt. Einerseits ist Anißja Noskowa ein reiches Weib, und ihr Haus ist mit Eisen gedeckt; andererseits ist jedoch dieselbe Anißja ein strammes Frauchen, und er, Bespalow, hat selbst mehrmals Branntwein und andere Annehmlichkeiten von ihr bekommen. Endlich entscheidet er:

„Der Teufel soll sie holen . . . Schreib sie auch in die Mittelständer . . . Nun, wer kommt jetzt?“

„Orlow, Alexej.“

Der Sekretär blickt fragend auf Fedjka Lutschkow. Dieser winkt mit dem Kopfe.

„Schreib nur, schreibe! Den Alexej nämlich. Was aber Waßjka Orlow betrifft, so muß man's sich überlegen. Er hat gestern das vierte Pferd gekauft. Ihn werden wir unter die Geldsäcke setzen.“

Jetzt belebt sich Vorsitzender Bespalow: „Waßjka hat ein Pferd gekauft? Wie teuer? Bei wem?“

„Bei Trifon Arbusow. Ein guter Hengst. Trifon gab ihn um einen Spottpreis weg.“

Der Sekretär dreht ratlos mit dem Kopf und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

„Also hat jetzt Arbusow bloß ein Pferd? Bei mir stehen aber zwei. Und wir haben ihn in die Mittelständer gesetzt!“

Fedor Lutschkow schlägt sich empört übers Knie.

„Nein, so ein Bureaukratismus! Arbuzow — ein Mittelständer! Du hättest ihn doch unter die Allerreichsten setzen sollen! Er hat einen Sohn, der bei uns in der kommunistischen Jugendvereinigung arbeitet! Er hat fünf Kinder, eines kleiner als das andere!“

„Du warst doch dabei, als er eingeschrieben wurde. Warum hast du denn geschwiegen?“

„Ich war dabei!! Wo bin ich nicht alles dabei gewesen? Jeder Mensch kann sich irren. Schreib ihn sofort unter die Aermsten um.“

„Sind noch viele da?“

„Nein. Jetzt bleiben nur noch acht. Und fünf Zweifelhafte.“

„Und wie viele haben wir eingeteilt?“

„Elf Mittellose, zweiundzwanzig Mittelständer und fünf Wohlhabende.“

Fedjka Lutschkow gähnt, bis ihm die Tränen hervorquellen, und bemerkt müde: „Zu wenig Geldsäcke. Unglaubwürdig. Man müßte zu den Wohlhabenden noch einige hinzusetzen.“

„Von wo soll ich sie hernehmen?“

„Von wo? Von den Mittelständern oder von den Uebriggebliebenen. Ferapontow, sagen wir, oder Paraschin.“

„Ferapontow? Was ist denn der für ein Geldsack? Der kann ja jeden Augenblick unter die Aermsten kommen.“

„Na, wie man's nimmt. Er ist Kirchenvorstand. Und folglich, nach ökonomischen Gesetzen, ein Diener des Kultus. Der ist auf geradem Wege zu den Geldsäcken.“

„Nun, und Kuzjma Paraschin?“

„Einen Bauch hat der — für zwei.“

„Er ist doch krank, die Wassersucht hat er.“

„Das geht uns nichts an. Ob Krankheit, ob sonst was, — der Bauch sieht ganz nach einem Geldsack aus. So ein Bierfaß wirst du doch nicht unter die Mittellosen setzen?“

Der Sekretär ist nicht mehr imstande, zu antworten. Den Kopf auf die Hand gestützt, ist er dem Einschlafen nahe. Die Uhr schlägt halb eins. Die Lampe fängt an zu zwinkern, das Petroleum ist zu Ende. Der Vorsitzende Akim Bespalow setzt die Mütze auf, zieht den Schafpelz an und schüttelt den Sekretär an der Schulter.

„Genug für heute! Gehen wir schlafen. Höre mal an, Sergei, weißt du, schreib sie morgen alle der Reihe nach auf . . . Verstehst du? Die ganze Einwohnerliste. Und die wollen wir in den Bezirksrat schicken, — dort werden sie schon daraus klug werden, wer wohin gehört . . .“

Ueber Teppiche und ihre Herkunft.

Wir stehen so oft vor den farbenprächtigen, seideweichen Teppichen, die unsere großen Teppichhändler in den Auslagen ihrer Fenster haben, und freuen uns an dem Reichtum der Formen und Muster, an dem Geschmack der Farbenzusammenstellung, aber wir wissen kläglich schlecht Bescheid: wir fassen meistens alles in einen Sammelnamen „Perserteppiche“ zusammen und meinen damit das Wesentliche ausgedrückt zu haben. Richtiger würde es schon sein, wenn wir die sogenannten „echten“ Teppiche als orientalische Teppiche bezeichnen wollten.

Sehr beliebt sind z. B. die kaukasischen Teppiche, die in Kaukasien und Transkaukasien auf der Grenze zwischen Asien und Europa hergestellt werden und ihren Ursprung direkt auf das antike Assyrien und Babylonien zurückführen. Die charakteristischen Einzelheiten der assyrisch-babylonischen Ornamentik haben sich bis heute erhalten, obwohl die Bevölkerung dieses Gebietes so gemischt wie möglich ist, denn nicht weniger als etwa 70 verschiedene Sprachen werden in dieser Gegend gesprochen. Weniger gut als die Ornamentik hat sich die Kunst der Färber erhalten, denn während man früher stets alte, echte Pflanzenfarben verwandte, hat man sich neuerdings bedauerlicherweise den Anilinfarben zugewandt, so daß mancher dieser „echten“ kaukasischen Teppiche alles andere als „echt“ in der Farbe ist.

Zu erkennen sind die kaukasischen Teppiche an den stark hervortretende Randborten und den rein geometrischen, mit scharfen Konturen versehenen Mustern. An den Seiten sind sie meist durch Fransen aus losen oder geflochtenen Aufzugfäden abgeschlossen. Die vorherrschenden Farben sind blau und gelb. Die häufigsten Muster sind acht- oder sechseckige Sterne, Dreiecke, Angelhakenmotive, Kreuze, baumartige Figuren. Die bekanntesten Sorten sind Dagestan, Kabistan, Chichi, Sumak, Schirwan, Gengis, Karabagh und Kazak. Dann und wann sieht man auch Teppiche aus Baku und Derbent.

Die Teppiche aus Dagestan unterscheiden sich von den anderen kaukasischen Teppichen, die aus reiner Wolle sind, dadurch, daß sie eine Beimischung von Baumwolle haben. Der Aufzug besteht aus antiken Teppichen dieser Art aus dunkelbrauner oder naturfarbener Wolle, bei modernen aus weißer oder grauer, zum Teil auch aus Baumwolle, so daß diese Teppiche leicht unansehnlich werden, besonders wenn sie naß geworden sind. Die Dagestan-Teppiche sind meist sehr dicht und fest gewebt — auf einen Quadratzentimeter kommen 14 bis 36 Knoten —, und die Wolle ist seidigfein und kurz geschoren. Die Borde besteht in der Regel aus drei oder auch mehr Streifen, die mit kleinen Figuren versehen und durch kräftige Farbstreifen voneinander getrennt sind. Das Mittelfeld ist niemals einfarbig, sondern immer mit geometrischen Figuren bedeckt, meist mit elfenbeinfarbenen, in verschiedenen Schattierungen und mit diagonalen Verzierungen. Fast immer kommt das griechische Kreuz vor, das sehr oft zu einem achteckigen Stern stilisiert ist.

Nächst dem Dagestan ist der Kabistan am dichtesten gewebt, hat aber ebenfalls Baumwolleinschlag und gilt daher für weniger gediegen als die reinen Wollteppiche. Bei diesem Teppich findet man den Versuch, Blumen- und Vögelmuster mit den üblichen geometrischen Figuren zu vereinen. Doch sind diese streng stilisiert. Unter den billigeren kaukasischen Teppichen ist der Kabistan einer der haltbarsten.

Die modernen Schirwan-Teppiche sind ein rein industrielles Fabrikat, — die Gewebe sind grob und ungleichmäßig. Auch sind meist Anilinfarben verwendet. Sie erinnern in ihrem Muster am meisten an die wirklichen „Perser“-Teppiche, — der geometrische Charakter tritt wesentlich zurück. Bisweilen besteht das Muster ganz aus Blumen und ist im Verhältnis zur Größe des Teppichs im einzelnen groß. Man findet vorzugsweise ruhige Farbtöne: rot, blau, gelb, lachsfarben, daneben auch weiß. Die Schirwan-Teppiche sind die billigsten unter allen kaukasischen Teppichen.

Am leichtesten zu erkennen sind die Sumak-Teppiche. Sie sind nämlich nicht geknüpft wie andere orientalische Teppiche, sondern genäht. Die vielfarbigen Einschlagfäden sind mit der Nadel zwischen die Aufzugfäden geflochten. Die Muster, deren Figuren immer schwarz umrändert sind, gehen gewiß in den Einzelheiten auseinander, sind aber im großen ganzen seit Jahrhunderten unverändert geblieben. Sie sind meist in hellblau, dunkelblau, grün, gelb, rot, orange, schwarz und weiß gehalten. Die Grundfarbe des Mittelfeldes ist gewöhnlich dunkelblau oder rot. Die Sumak-Teppiche sind recht haltbar, wirken aber neben den anderen kaukasischen Teppichen tot.

Zum Unterschied von den kaukasischen Teppichen zeigen die chinesischen einen ausgesprochen mongolischen Charakter im Muster. Am häufigsten werden die Samarkand-Teppiche angeboten, die, in blau-gelben Farben gehalten, aus Wolle, Baumwolle oder Seide bestehen. Auf dem Mittelfeld findet man gewöhnlich fünf runde Medaillons, Glücksringe. Es werden nur erstklassige Farbstoffe verwandt, so daß der Ankauf eines Samarkand-Teppichs immer lohnt.

Weniger zu empfehlen sind die Kaschgar-Teppiche, die sehr schlecht gewebt sind und fast ganz aus Baumwolle bestehen. Kräftige, gelbe, blaue, rote, grüne und gelbrote Farben dominieren; besonders charakteristisch ist eine blasse Terrakottafarbe; auch Weiß und Elfenbein sind regelmäßig vertreten. Noch weniger verlockend sind die Jarkandteppiche, die meistens mit vier Drachen in Form eines Hakenkreuzes geschmückt sind. Als besonderes Kennzeichen ist der Grundton des Mittelfeldes zu erwähnen, der tief braunrot, bisweilen aber auch lederfarben ist.

Für die chinesischen Teppiche ist erst in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren Interesse erwacht; früher bevorzugte man allgemein die anderen orientalischen Produkte. Jetzt aber ist ihr Preis sehr erheblich gestiegen. Ein Beweis dafür: Ein Teppich, der vor

zwanzig Jahren in Neuyork für 150 Dollar verkauft wurde, erzielte neuerdings bei einer Auktion 25 000 Dollar! Diese verblüffende Preissteigerung hat wohl darin ihren Grund, daß die chinesischen Teppiche schwer zu beschaffen sind, da die Teppichweberei in China im Rückgange ist, aus dem sehr begreiflichen Grunde, weil die dortige Schafzucht vernachlässigt wird. Die besten Teppiche kommen erfahrungsgemäß aus Nordchina. Die verwendete Wolle ist in der Regel gröber und minderwertiger als zum Beispiel Persien und die Türkei sie verwenden, infolgedessen kann der Weber auf den Quadratzentimeter nur wenige Knoten knüpfen. Sonst aber ist die Technik im allgemeinen die gleiche wie überall im Orient. Eine Eigentümlichkeit ist nur noch für die alten chinesischen Teppiche aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu erwähnen. Man ließ das Muster reliefartig hervortreten, indem man um die verschiedenen Figuren herum den Teppich kürzer schor.

Infolge ihrer charakteristischen Ornamente, die den Zieraten auf altem Porzellan sehr ähnlich, sind die chinesischen Teppiche leicht zu erkennen. Im 16. und 17. Jahrhundert hatten die chinesischen Teppiche ein einfarbiges Mittelfeld, aber mit der Mitte des 18. Jahrhunderts machten sich gewisse Einflüsse geltend, so daß Blumenmuster zur Anwendung kamen. Moderne chinesische Teppichweber füllen alle Lücken mit Gegenständen ihrer täglichen Umgebung aus, häufig ganz naturalistisch dargestellt. Sie haben alle symbolische Bedeutung und sind verschieden nach dem Zweck, für den der Teppich gewebt wird. Vor allem findet man folgende Figuren auf fast allen Teppichen: Glücksring, Hakenkreuz, Schmetterling, Fledermaus und Drachen. Außerdem aber kommen alle möglichen Gegenstände vor, wie Vasen, Schachbretter, Pinsel, Räder, Körbe, Blumen, Vögel, Tiere usw. Die Farben sind meist warm, dunkel und harmonisch. Für Kenner sind die verschiedenen Farbentöne eine große Hilfe, wenn es das Alter eines Teppichs zu bestimmen gilt, denn bekanntlich gehören Teppiche zu den wenigen Dingen, deren Wert durch Alter erhöht wird.

Handwerker-Anekdoten.

Was du ererbt von deinen Vätern hast . . .

Ein Schlachterlehrling schrieb an seinen Vater: „Ich melde Ihnen, daß ich untergekommen bin. In einem Monat sind es sechs Wochen, seitdem ich mich zum Schlachterburschen erhoben habe. Mein Meister ist zufrieden mit mir. Er hat mich schon dreimal totstechen lassen, und wenn ich mich gut halte, so wird er mich auch bald schlachten lassen. Eingeschlossen sind zwei Ochsen, wobon einer eine Kuh ist, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Ihr gehorsamster Sohn."

Peinlich.

„Meister," sagte eine Frau zu dem Schlachter, „wollen Sie mir an dem Fleisch nicht die Knochen zerkleinern?" Darauf der Schlachter zum Gesellen: „Max, schlag der Dame die Knochen kaputt."

Eisbeene.

Fritze (im Schlächterladen): „Meester — ham Se Eisbeene?"
„Jawohl — wie viele Pfund soll'ns denn sind?"
Fritze: „Jar keene — ick wollte man bloß sagen, dat Se sich warme Schtrimpe anziehen soll'n."

Blutwurst mit Bildung.

Ein hochgebildeter Schlachtermeister eröffnete 1913 in Berlin einen Laden und machte sehr gute Geschäfte, denn er ließ den vorübergehenden Frauen Zettel in die Hand drücken, auf denen stand:

„Alle Hausfrauen werden gebeten, ihr Fleisch in diesem Laden zu kaufen. Außer den Waren, die zu billigen Preisen und in hygienischem Zustand geliefert werden, erhalten die Kunden jede gewünschte Aufklärung in jeder wissenschaftlichen, literarischen, künstlerischen und philosophischen Frage. Ferner hat jeder Kunde das Recht, mit dem Besitzer ein Gespräch über jedes beliebige Thema in jeder beliebigen Länge anzuknüpfen."

Fortschreitende Humanität.

Kürzlich habe ich ein Gespräch zweier unzufriedener Schlachtermeister angehört.

„Der Teufel soll die Humanität holen," meinte der eine.

„Was muß m'r nit für Vorschriften beachten, bis so eine Sau tot ist. Früher, da hat m'r sie halt einfach gestochen. Jetzt muß sie ein geprüfter Gesell erst auch noch betäuben, bevor man sie sticht."

Da meinte der andere: „Hast du schon emol g'hört, daß sie einen, der hingerichtet wird, vorher betäuben? Oder die Soldaten, bevor ihnen eine Granate den Bauch aufreißt?"

Ich saß dabei und konnte gegen diese Logik nichts zugunsten der so human zu schlachenden Säue einwenden.

Aus einer alten Zeitung.

„Nicht zu übersehen! Von Jugend auf von einem lebhaften Drange zu Haararbeiten beseelt, habe ich durch Ausdauer und scharfen Beobachtungsgeist mich zu einem genialen Haarverkürzer aufgeschwungen und biete den eleganten Herren der Stadt und Umgegend meine Dienste und meine Anmut zaubernde Schere hiermit ergebenst an. Das Haupt, der Sitz der Weisheit, geht aus meiner Hand liebreizend hervor und ziehe auch Messer ab. Den 22. Februar 1842, Ring Nr. 6, vis-à-vis der Stadtwage.

Bauer, Haarkünstler."

Ein Gesellenstück?

Bei einem Freiballe, den der Prinz Heinrich von Preußen, Bruder Friedrichs II., gab, war, um den „gemeinen Pöbel" zurückzuhalten, befohlen worden, daß niemand, der nicht in einer Kutsche vorführe, zugelassen werden sollte, da solche Fuhrwerke, vorzüglich an solchen Tagen, nicht immer zu haben waren. Dennoch hatten ein paar Dutzend Perückenmachergesellen eine alte Karosse nebst zwei alten, halblahmen Pferden davor aufgetrieben, mit denen sie ihren Zug also anhoben, daß viere sich in den Wagen setzten, und die übrigen zu Fuß nachfolgten. Vor dem Ballhause öffneten sie beide Kutschenschläge, und wenn rechts einer heraussprang, dann hüpfte bei der Dunkelheit ein anderer links wieder hinein.

Als dies eine Zeitlang gewährt hatte, rief die erstaunte Schildwache: „Nimmt denn das kein Ende? Sitzt der Teufel in dem behexten Rumpelkasten?"

Barbier-Kalauer.

„Wie kommt denn bloß der Bader dazu, sich jetzt „vereidigter Hühneraugenoperateur zu nennen?" — „O, der hat ja vor einigen Tagen den Offenbarungseid geleistet!"

Dicke Luft.

Der alte Töpfer Meinert sollte im Schlafzimmer der Gnädigen den Ofen nachsehen. Als er mit seinem Lehrjungen anrückte, rief die Frau des Hauses ihrer Kammerzofe zu? „Lisbeth, nehmen Sie meine Schmucksachen fort und verschließen Sie sie gehörig im Nebenzimmer!"

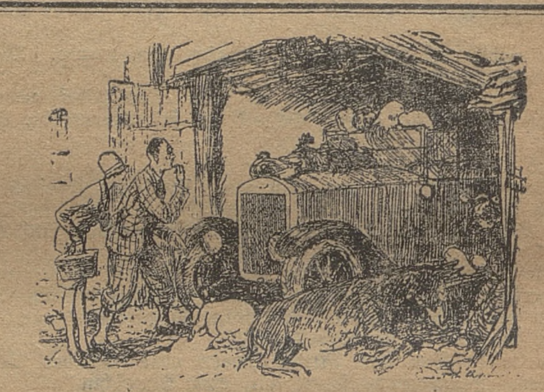
Der alte Meinert verzog keine Miene. Er nahm nur seelenruhig Uhr und Kette von seiner Weste und die Geldbörse aus seiner Hosentasche, gab sie dem Lehrjungen und sagte: „Karl, bringe diese Sachen schnell nach Hause, hier ist dicke Luft!"

Allerlei Wissen.

Der Schatten als Honorar. Diese seltsame Art der Bezahlung befindet sich im „Schwabenspiegel", dem aus dem 13. Jahrhundert stammenden Landrechtsbuch, das namentlich in Süddeutschland — Bayern und Franken — wie auch in der Schweiz und in Oesterreich in Gebrauch war. In diesem Buche steht die Verfügung, daß man Spielleuten, Barden, wie überhaupt fahrenden Leuten, wenn sie besonderes Entgelt für ihre Leistungen verlangten oder gar nicht zufrieden wären und klagen wollten, „eines Mannes Schatten an der Wand" als Honorar geben solle. Jedenfalls ist es damals nicht zu oft zu Honorar-Ueberforderungen gekommen, denn in solchen Fällen drohte zudem noch die Strafe durch Rutenstreiche.

Weinüberfluß in früherer Zeit. Besonders gute Weinjahre brachten in früherer Zeit nicht selten eine Verbilligung des Weines mit sich, die geradezu zur Verschwendung führte. So war im Jahre 1484 in der Pfalz der Wein so billig, daß man ein Maß Wein für ein Ei bekam und gegen ein leeres Faß ein volles Faß Wein eintauschen konnte. Eine aus dem 17. Jahrhundert stammende Weinchronik berichtet ferner, daß in den Jahren 1177, 1185 und 1296 die Weinernte so reichlich ausfiel, daß man, da es damals ja auch keine richtigen Versandmöglichkeiten gab, nur um Platz für den neuen Wein zu schaffen, den alten einfach wegschüttete. Im Jahre 1069 ging der Weinüberfluß so weit, daß die Maurer beim Häuserbau sogar den Kalk mit Wein anrührten.

Molière in Japan verboten. Die japanischen Behörden haben den Theatern verboten, Stücke von Molière aufzuführen. Als Begründung wird angegeben, daß seine Werke eine Gefahr für die Gesellschaft darstellen.



Wochenendfreuden des Autobesitzers.
Die Garage in der Scheune.

*

Ein teures Vergnügen. Nervöser Patient: „Wird die Operation gefährlich sein, Herr Doktor?" — Arzt: „Gefährlich? Mein lieber Mann, Sie glauben doch wohl selbst kaum, daß Sie eine gefährliche Operation für lumpige 20 Mark haben können!"

*

„Hurra, die Meyern kommt nicht!" Frau Müller empfing ihre zum Essen eingeladene Freundin Frau Meyer nebst Sohn. „Ach," sagte Frau Meyer, „wir verstecken uns hinter der Gardine, und du sagst zu deinem Mann, wir würden nicht kommen. Das gibt eine Ueberraschung." Als Herr Müller eintrat, fragte er mit hochgezogenen Brauen: „Ist die Meyer mit ihrem Jungen schon da?" — „Nein, sie lassen sich entschuldigen!" — „Hurra!" rief freudestrahlend Herr Müller und klemmte sich befriedigt die Serviette ein.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.